

(Nachdruck verboten.)

19)

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

5. Kapitel.

(Man schlägt sich beim dritten Aufgebot, geht zum Abendmahl und hält Hochzeit, kommt aber doch nicht ins Brautbett.)

Daß niemand besser ist, als wenn er stirbt, und niemand schlechter, als wenn er sich verheiratet, mußte Carlsson bald erfahren. Gustav hatte gebrüllt wie ein hungriger Seehund, hatte drei Tage lang, während Carlsson eine kleine Reise unter irgendeinem Vorwand unternahm, getobt.

Der alte Flod wurde aus der Erde ausgegraben und nach allen Seiten gewendet, um für den besten Menschen erklärt zu werden, der bisher geschaffen worden. Dagegen kehrte man Carlsson um wie alte Kleider, um ihn auf der inneren Seite voller Flecken zu finden. Man entdeckte, daß er Bahnarbeiter und Reiseprediger gewesen, von drei Stellen fortgejagt worden, einmal ganz sicher geflüchtet, einmal, nach nicht verbürgter Angabe, wegen Schlägerei bestraft worden sei.

Das alles hielt man Frau Flod unter die Nase; aber die Flamme war nun einmal entzündet, und mit der Aussicht, daß der Wittwenstand zu Ende sei, schien die Alte wieder aufzuleben und sich ein dickes Fell anzulegen, daß sie alles vertragen konnte.

Die Feindseligkeiten gegen Carlsson hatten ihre Wurzel darin, daß er, der Fremdling, jetzt durch die Heirat in Besitz dieses Stückes Landes kommen sollte, daß die Eingeborenen gewissermaßen als ihr Eigentum betrachtet hatten.

Da die Alte wahrscheinlich noch manches Jahr leben würde, verringerten sich des Sohnes Aussichten, einmal sein eigener Herr zu werden; und seine Stellung auf dem Hof würde künftighin wohl die eines Knechtes sein, und zwar unter der Vormundschaft und dem guten Willen des früheren Knechtes. Es war also ganz natürlich, daß der Abgesetzte raste. Er gab der Mutter scharfe Worte, drohte, zur Polizei zu gehen, Anzeige zu machen und den künftigen Stiefvater fortjagen zu lassen.

Noch böser wurde er, als Carlsson von seiner kleinen Reise im schwarzen Sonntagsrock und der Sechundsmütze des seligen Flod zurückkam, die er bei der ersten zärtlichen Gelegenheit als Morgengabe erhalten hatte. Gustav sagte nichts, bestach aber Rundqvist, Carlsson einen Schabernack zu spielen.

Eines Morgens, als man sich an den Frühstückstisch setzte, lag auf Carlssons Platz ein Handtuch, das eine Menge unsichtbarer Dinge verbarg. Carlsson, der nichts Böses ahnte, hob das Handtuch auf und sah sein Tischende mit all dem Blunder gedeckt, den er in seinen Sack gesammelt und unter dem Bett auf seiner Kammer verborgen hatte. Da standen leere Hummerbüchsen, Sardinendosen, Champignonkrüge, eine Porterflasche, unendlich viel Körte, ein gesprungener Blumentopf und anderes mehr.

Ihm wurde grün in den Augen; er wußte aber nicht, gegen wen er losbrechen sollte.

Rundqvist verhalf ihm zu einem Ableiter, indem er erklärte, das sei ein üblicher „Spaß“ in der Gegend, wenn sich jemand verheiratet.

Unglücklicherweise kam Gustav gerade hinzu, um sein Erstaunen auszusprechen, daß der Lumpensammler so früh im Herbst gekommen, während er sonst sich nicht vor Neujahr zu zeigen pflege. Gleichzeitig griff Norman ein, um zu erklären, es sei kein Lumpensammler dagewesen, das seien Carlssons Andenken an Ida; mit denen habe Rundqvist dem Carlsson einen Streich spielen wollen, da es jetzt zwischen den Beiden aus sei.

Nun fielen scharfe Worte. Das Ende war, daß Gustav zur Pfarre segelte. Dort gelang es ihm, Carlssons Hochzeit auf sechs Monate zu verschieben, da dessen Papiere nicht in Ordnung waren.

Das war für Carlsson ein Strich durch die Rechnung. Doch er suchte den, so gut er konnte, wieder auszukraken, indem er sich einen Erlas verhandelte.

Zuerst hatte Carlsson seine neue Stellung feierlich aufgesagt; als das aber übel ablief, beschloß er, sie wenigstens den Leuten auf dem Hof gegenüber scherzhaft zu nehmen. Das gelang ihm auch, nur mit Gustav nicht; der unterhielt beständig einen unterseeischen Kampf, ohne irgendein Zeichen zur Veröhnung blicken zu lassen.

So verging der Winter, langsam und still. Man haute Holz, stückte Netze, fischte auf dem Eis. Dazwischen spielte man Karten und trank Kaffeehalbe. Feierte Weihnachten durch einen Schmaus. Lag der Vogeljagd ob.

Es wurde wieder Frühling. Der Eiderstrich lockte aufs Meer hinaus; aber Carlsson setzte alle Kräfte an die Bestimmung, um auf eine gute Ernte rechnen zu können. Die war nötig, um den Ausfall zu ersetzen, den die Hochzeit bringen würde; besonders da man die Absicht hatte, eine große Hochzeit zu feiern, an die man noch Jahre lang denken sollte.

Mit den Zugvögeln kamen auch die Sommergäste. Der Professor nickte freundlich wie im vorigen Jahre und fand, es sei alles „schön“ wie früher, besonders daß man Hochzeit halte. Glücklicherweise war Ida nicht dabei. Sie hatte im April den Dienst verlassen und wollte sich bald verheiraten. Ihre Nachfolgerin war nicht besonders anziehend; auch hatte Carlsson zuviel Eisen im Feuer, um sich mit ihr einzulassen; zumal er das Spiel in der Hand hatte und nicht geneigt war, es zu verlieren.

Am Mittsommertag wurden sie aufgeboten, und die Hochzeit sollte zwischen Heumahd und Körnernte stattfinden; dann war immer eine Ruhepause in der Arbeit, sowohl zu Land wie zur See.

Nach dem Aufgebot machte sich eine Aenderung in Carlssons Wesen bemerkbar, die nicht gerade angenehm war. Frau Flod war die erste, die sie zu empfinden hatte. Nach der Sitte des Landes hatten sie seit der Verlobung wie verheiratete Leute gelebt; und der Bräutigam, den der Aufschub bedrohte, wußte sein Benehmen immer nach den zwingenden Umständen einzurichten. Als die Gefahr aber vorüber war, trug er den Kopf hoch und zeigte die Klauen.

Das machte jedoch auf Frau Flod, die sich ebenfalls sicher fühlte, keinen anderen Eindruck, als daß auch sie die Zähne zeigte, sobald sie noch hatte. So gerieten sie am Tage des dritten Aufgebots aneinander.

Die ganze Bevölkerung der Insel außer Dotte war nach der Kirche gefahren, um das Abendmahl zu nehmen. Wie gewöhnlich hatte man das kleinste Boot genommen, um, falls man rudern mußte, so wenig Mühe wie möglich damit zu haben. Es war also eng im Boot, zumal man Probiant, Fische für den Pastor und Lichter für den Küster mitführte; außerdem hatte man alle möglichen Kleidungsstücke zum Wechseln mitgenommen; ganz abgesehen von Segel und Riemen, Schöpfgefäßen und Eimern, Schemeln und Tritten.

Nach Gewohnheit hatte man ein besseres Frühstück gegessen; hatte einander aus Krügen und Flaschen zgetrunken. Feiß war es auch auf See, und niemand wollte rudern; ein kleiner Streit brach unter den Männern aus, von denen keiner Lust hatte, schwitzend in die Kirche zu kommen. Die Frauen traten dazwischen; und als man in die Kirchbucht kam und die Glocken hörte, die man seit Jahr und Tag nicht vernommen, wurde der Zwist beigelegt.

Es läutete zum erstenmal; man hatte also noch viel Zeit. Frau Flod ging darum mit den Fischen nach der Pfarre hinauf.

Der Pastor rasierte sich gerade und war bei grimmiger Laune.

„Seltener Besuch hat die Kirche heute, da die Hemsöer kommen,“ grüßte er und prüfte das Messer am Zeigefinger. Carlsson, der die Fische trug, konnte in die Küche gehen, um sich einen Schnaps geben zu lassen.

Dann ging man mit den Lichtern zum Küster, und dort gab es auch einen Schnaps.

Schließlich trafen sich alle vor der Kirche, sahen sich die Pferde des Großbauern an, lasen die Grabsteine und begrüßten Bekannte. Frau Flod machte dem Grabe Flods einen Besuch, während Carlsson beiseite ging.

Als es zum letzten Male geläutet hatte, trat die Gemeinde in die Kirche ein.

Da die Gemöer, seitdem die alte Kirche abgebrannt war, keinen eigenen Kirchensuhl hatten, mußten sie auf dem Gang stehen. Heiß war es, und fremd fühlten sie sich in dem großen Raum; aus reiner Verlegenheit schwitzten sie; sie sahen aus wie eine Bande aus der Besserungsanstalt.

Die Uhr wurde elf, ehe man zum Kanzellied kam; die Gemöer hatten einige zwanzig Male die Beine umgestellt und die Füße gewechselt. Die Sonne schien so heiß in die Kirche, daß der Schweiß ihnen von den Stirnen perlte; aber sie standen wie in einer Fange und konnten sich nicht nach einem schattigen Fleck retten.

Da kommt der Kirchendiener und setzt Nummer 158 des Gesangbuchs ein. Die Orgel spielt ein Vorspiel, und der Küster beginnt mit der ersten Strophe. Die wird mit Lust und Leben gesungen, da man unmittelbar nach ihr die Predigt erwartete. Aber siehe, es kommt Strophe zwei und drei.

„Es kann doch nicht sein Ernst sein, alle achtzehn durchzunehmen?“ flüsterte Rundqvist Norman zu.

Aber es war Ernst! In der Tür zur Sakristei war Pastor Nordströms zorniges Gesicht zu sehen, das die Gemeinde trozig und herausfordernd anblickte; er hatte beschlossen, ihr eine gehörige Lehre zu geben, da er sie einmal unter den Händen hatte.

Und alle achtzehn Strophen wurden gesungen; die Uhr war halb zwölf, als der Pastor endlich auf die Kanzel kam. Da aber waren sie weich, so weich, daß sie auf ihr Angezicht niedersielen und einschliefen.

Lange dauerte jedoch der Schlaf nicht, denn eins, zwei, drei schrie der Pastor sie an, daß die Schlummernden aufstehen, die Köpfe in die Höhe warfen und den Nachbar dumm anstarrten, als fragten sie, ob Feuer ausgebrochen sei.

Carlsson und die Alte hatten sich so weit vorgedrängt, daß ein Rückzug nach der Tür unmöglich war, ohne Aufsehen zu erregen. Die Alte weinte aus Müdigkeit und infolge ihrer engen Stiefel, die um so ärger drückten, je höher die Wärme stieg. Zuweilen warf sie ihrem Bräutigam einen bittenden Blick zu, als stehe sie ihn an, sie an die See hinunter zu tragen; der aber war so in den Gottesdienst vertieft, wie er da in Flods weiten roßledernen Stiefeln stand, daß er die Ungeduldige nur mit bösen Blicken strafte.

Die anderen dagegen waren achteraus gesackt und unter die Orgeltempore gekommen; dort war es kühl, und man hatte etwas Schattigen. Dort entdeckte Gustav auch die Feuerpritze, ließ sich darauf nieder und nahm Clara auf den Schoß.

Rundqvist lehnte sich an einen Pfeiler, und Norman stand neben ihm, als die Predigt begann.

Es waren Worte und keine Nieder, und sie dauerte sechs Viertelstunden. Der Text handelte von den klugen und törichten Jungfrauen; da keiner von den Mannsleuten den auf sich bezog, schlief die ganze Gesellschaft; schlief sitzend, hängend, stehend

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4]

Ein Pogrom.

Von Lage Madelung.

Der Haufen wälzte sich über die Brücke wie eine lebende Mauer, wie ein ungeheurer, schreitender Holzstoß.

Die Jungen flüchteten. Sie liefen vorwärts in zusammengedrückter, vornübergebeugter Stellung, die allem gejagten Wilde eigentümlich ist. Man konnte sehen, wie sich in ihnen die Lungen zusammenpreßten und sich weiteten.

Die Polizisten auf der Brücke gaben vor dem Haufen nach. Die Jagd nahm ihren Lauf. Aber es waren verhältnismäßig wenig Bauern unter den Verfolgern. Es waren meistens verwahrloste Existenzen der Stadt und die von der Schwarzen Bande gedungenen jungen Menschen. Die Jungen liefen durch den Park und kamen auf den Platz zwischen der Heilandskirche und dem Hotel „Goldenes Horn“. Zufällige Passanten warfen sich auf sie.

Der Kaufmann Sabalin lief aus der Hintertür seines Ladens und schoß auf sie mit einem Artillerierevolver. Seite an Seite mit ihm kämpfte der Pfortner des Kreisgerichts. Er war in voller Livree und mit einem Pflasterstein bewaffnet. Die Droschkentritscher, die vor dem Hotel hielten, ließen Pferd und Wagen im Stich und fielen den Kindern in die Flanke. Ein großer, rot-härtiger Bauer, der hinter seinem Wagen ging, machte sich auch daran, ihnen nachzujagen, bekam es aber über und ging zu seinem Pferd zurück, das allein seinen Weg über den Platz weitergegangen war. Ein Schuß von 12 Jahren nahm einen Stein von der aufgebrochenen Straße, holte ihn ein, schlug ihn mit aller Kraft in den Nacken und slog zurück wie ein Pfeil. Der Getroffene stürzte vornüber, als ob er einen Purzelbaum schlug und von der Erdruste aufgehalten würde. Er lag etwa zehn bis fünfzehn

Sekunden, erhob sich langsam, als dächte er über etwas nach, das ihm nicht einfallen wollte, ging, ohne sich umzusehen, hin zu seinem Wagen und folgte ihm unerschüttert. Das Blut rann ihm aus dem Nacken, klebte im Haar und breitete sich rot über seine Jade aus.

Die Kinder wurden in die Ede zwischen der Kirche und der neuen Anlage gedrängt. Die Kleinsten sprangen über das Staket, während die größten sie deckten. Sie griffen resolut zu den Revolvern, liefen einige Schritte vor und gaben Feuer. Es knatterte und puffte von beiden Seiten, aber niemand wurde getroffen. Die Kugeln schwappten in den Kalkputz der Mauern des Hotels und der Kirche. Das gab einen Aufenthalt von einigen Sekunden. Die Kleinen Jungen waren schon in den Anlagen und liefen aus allen Kräften. Die großen folgten. Sie liefen so inbrünstig zwischen den jungen Bäumen und niederen Büschen. Sie liefen um ihr Leben. Das wars. Von jedem Ende der Straße außerhalb der Anlagen kam eine Bande, um sie abzufangen, wenn sie herauskämen. Aber die Jungen hatten einen, wenn auch nur unbedeutenden Vorsprung. Sie kamen zuerst heraus, nahmen die Straße in ein paar Schritten, liefen die Treppe hinauf zu einem Haus und kletterten von da über den hohen Bretterzaun in die Gärten hinab. Man konnte sie die Knie beugen und springen sehen, einen nach dem anderen. Keiner hätte sagen können, wenn er nur dies gesehen hätte, daß etwas Besonderes vor sich gehe. Im selben Nu, als der letzte von ihnen hinuntersprang, stießen die beiden bersorgenden Banden schäumend an der Treppe zusammen. Sie heulten und sprangen wie jagende Hunde, denen die Beute entwichte.

Die Stadt war in Aufruhr. Die Geseke hatten zu wirken aufgehört. Der Mensch, das gefährliche Tier, war ins Ursprüngliche zurückgefallen, hatte sich unerwartet in zwei bis in den Tod unverträgliche Arten gespalten. Einzeln oder in kleinen Haufen jagte man in der ganzen Stadt nach Studenten und Schulkindern. Faßte man sie, schlug man sie windelweich und ließ sie liegen.

Ein paar kleine Schulmädchen flüchteten schreiend vor einem Haufen halberwachsener Jungen. Sie kamen in einen Hof. Der Hausknecht war ein guter Mensch und schloß das Tor hinter ihnen. Sie sahen den ganzen Tag bei ihm in einem Holzschuppen.

Schon wurden Sterbende und Tote ins Krankenhaus gebracht. Man roch Blut und süßliche Wunden und wollte mehr haben.

Einige Bürger, die aufrührerischer Gesinnungen bezichtigt wurden, fuhren in topfloser Haft zum „Roten Kreuz“ und ließen sich gutwillig und mit heilen Gliedern bei den Schwestern einlegen. Die Droschkentritscher fuhren mit ihnen mitten auf der Straße, aber die Marodeure wollten kaum vor ihnen zur Seite weichen. Sie liefen vor, um den Pferden in die Fügel zu greifen, brüllten und drohten. Die Flüchtlinge sahen schlapp in den Kaleschen. Die Nerben verjagten nach einem halben Jahr beständiger Drohungen mit Mordbrennerei. Nun war es losgebrochen! Das Chaos war da! Flieh, wer fliehen kann!

Unten in der alten Stadt führte ein Schulinspektor eine Bande an.

Sie lief drei Gymnastien nach. Der Inspektor schwang einen Knüttel, während er mit krummen Knien lief. Die Augen standen ihm tot im Kopf und sein Atem war heiß. Er war seiner Truppe ein Stück voraus, so eilig hatte er es. Sie kamen in eine Seitenstraße. Einer der Gymnasten blieb stehen und feuerte dreimal, aber der Inspektor hatte keine Zeit, daran zu denken, so fanatisiert war er. Der Gymnast blieb mitten auf der Straße mit dem Revolver in der gesenkten Hand stehen. Er hatte keine Mühe auf. Es klopfte ihm in den Schläfen, und das helle Haar hing wirr um den jungen Kopf. Der Verfolger kam ganz dicht an ihn heran, aber sah nichts als etwas Lebendes, das sterben und Blut hergeben konnte. Er hob den Knüttel, um zuzuschlagen, aber im selben Augenblick sah er das Feuer eines Schusses und fühlte einen Schlag auf den Unterleib. Er stand augenblicklich still. Sein Gesicht wurde groß und nachdenklich, als hätte er einen unbestimmbaren Geschmack. Dann gaben seine Knie nach, und er sank senkrecht zur Erde, als hätte er Weiberröde an. . . .

Auf der Geschäftsstraße stand die dichtgedrängte Masse in dumpfer Unruhe. Sie war in Bewegung auf der Stelle, war von einer Dünung ergriffen, die sie über derselben Tiefe hob und senkte. Sie stampfte und rollte wie ein vielsöpfiges Ungeheuer, das in der Brandung festen Fuß zu fassen suchte. Ein wütender Odem und ein großer, heißer Wlad ging von ihr aus.

Ein kleines Häufchen Nachzügler, die ebenfalls nicht über die Mäierversammlung unterrichtet waren, hatten das Volkshaus aufgesucht. Sie erhielten vom Pfortner Bescheid und gingen über die Geschäftsstraße.

In dem Augenblick, wo sie sich zeigten, scholl es aus vielen Kehlen:

„Schlagt sie nieder! Schlagt sie tot, das Gewürm!“

Der wogende Haufe faßte festen Fuß, sträubte die Haare und schritt auf tausend Füßen vorwärts. Er knurrte gereizt und stürzte sich auf die zwanzig Sozialisten. Die zogen die Revolver und feuerten. Ein hoher, vierströtiger Bauer konnte während eines Schusses gerade noch die Hand erheben, um sich zu betreuigen — wie stets, wenn es blühte — wurde aber von einer Kugel in die Stirn gestört. Er breitete die Arme aus, öffnete weit den Mund, sprang ein wenig vor und wippte hintenüber. Der Haufe wich zurück. Untedrückte Flüche und Stöhnen drangen aus ihm.

Er hatte Wunden erhalten, leckte sie und verschmauste sich.

Die zwanzig Sozialisten entkamen. Man vermischte sie sogleich. „Zum Volkshaus! Zum Volkshaus! Dort ist ihre Zuflucht!“ Der Haufe schlug von selbst die rechte Richtung ein, aber gleichzeitig sperrte Adjutant Pyschlin die Straße mit seiner berittenen Polizei. Er tat das in aller Freundschaft, sperrte so, daß die Seitenstraßen offen standen und sprach dem Haufen ermunternd zu.

Der teilte sich in zwei Ströme zu tausend Menschen und floss ein paar Minuten später beim Volkshaus zusammen.

Aber er hielt sich in einem gewissen Abstand, schielte mißtrauisch und drohend.

Pyschlin zog mit seinen Leuten nach. Man machte ihnen willig Platz.

Die Berittenen saßen ab und zogen einen Kreis um das Gebäude.

Kein Leben war darin zu sehen. Die Türen waren mit Vorhängeschlössern von außen geschlossen. Der Pförtner war fortgegangen. Ein junger Bursch zog vorsichtig an der Hintertür, aber die war von innen verhaspelt.

Man zauderte. Keiner wollte anfangen. Auf was sollte man hier schlagen.

Plötzlich stuchte der Haufe. Wie ein Schuß tönte es aus dem Gebäude.

„Da sind die Bomben! Haben wir's nicht gleich gesagt! Ah! die Teufel! Das Gefindel, die Wandel! Sie sind drin! Schleppt sie zu uns heraus! Verbrennt sie drinnen!“

„Sie schießen auf uns, Euer Hochwohlgeboren! Sie schießen schon den ganzen Tag! Wir wollen sie herausholen! Wollen sehen, was sie da drin haben? Sie haben Waffen und gotteslästerliche Bücher versteckt! ...“

Pyschlin laute mit den Rinnbäden und wiegte sich im Sattel. Er versuchte an etwas anderes zu denken.

„Nicht Euch, Teufel!“ rief er. „Haltet auf die Fenster! Legt an! ... Feuer!“

Die Büchsen knatterten und die Fensterscheiben klirrten.

Pyschlin sprang aus dem Sattel. Mit ein paar Sprüngen war er am großen Eingang und griff ins Hängeschloß. Er rüttelte zähneknirschend daran.

„Lange hat es mir in den Fingern gejudt, in dieses Wespenneß zu greifen! ...“

Das Signal war gegeben. Ein Duzend halberwachsene Bursche und „goldene Gardisten“ schlugen die letzten Scheiben aus den Fenstern und sprangen ins „Volkshaus“ hinein. Sie räumten auf. Ein Wiener Stuhl nach dem anderen flog durch die zersplitterten Fensterkreuze. Die Lehnen wurden abgerissen und mitten durchgebrochen. Aus jedem wurden zwei Knüttel. Der Haufe war im Handumdrehen bewaffnet.

Plötzlich sprang ein junger Mann aus einem Fenster und lief den bewaffneten Reihen entgegen. Er war der erste, der nach einem Stuhl hineingesprungen war, aber sie kannten nicht die ihren wieder. Mitten im Laufen bekam er einen Schlag hinter's Ohr. „Hilf!“ rief er klanglos und erhielt noch einen Schlag, daß ihm die Beine verzagten. Als er zu Fall gekommen war, deckte er sich mit den Armen, zog sie auf den Kopf nieder und judte bei jedem Hieb, den er erhielt. Er erhielt viele. Mit Schaum vor dem Munde drohten sie auf ihn ein. Alle wollten herankommen. Er hatte keine Knochen mehr, als er den Geist aufgab.

Pyschlin und sein Heer sah zu. ...

Viele sprangen ins Haus hinein. Nach und nach bekam man Mut dazu. Sie reichten auch Petroleumlampen hinein. Die Bibliothek wurde zerstreut und durcheinandergeworfen. Sie lasen darin mit Nägeln und Nähen, stapelten die Bücher auf und gossen Petroleum auf die Haufen. Streichhölzer blühten auf und es brannte gleich. Der Rauch breitete sich unter der Decke aus. Die Winkel im Hause fingen gleichzeitig an zu schreien und zu schluchzen als lägen sie in Wehen.

(Schluß folgt.)

Drachtlose Telegraphie.

Die drahtlose Telegraphie gewinnt auch für gewöhnliche Verkehrszwecke immer mehr an Bedeutung, während sie ursprünglich hauptsächlich militärischen Zwecken und dem Schiffsverkehr diente. Auch der Handel erkennt jetzt ihre Vorzüge in manchen Fällen und bedient sich ihrer trotz der noch immer recht beträchtlichen Kosten, die mit der Anwendung drahtloser Telegraphie verknüpft sind: So hat z. B. die Cuxhavener Hochseefischerei-Allianzgesellschaft vor einiger Zeit zwei ihrer Fischdampfer mit funktentelegraphischen Anlagen zum Verkehr mit der Marine-Signalfstation in Cuxhaven auszurüsten lassen. Die Ausbildung der Bedienungsmannschaften stieß anfangs auf Schwierigkeiten, doch wurden im Verlauf der Versuche so gute Fortschritte gemacht, daß die Dampfer das ganze Gebiet der Nordseefischgründe bestreichen und dabei immer mit Cuxhaven telegraphisch verkehren können. Die Gesellschaft beabsichtigt jetzt auch weitere Dampfer mit solchen funktentelegraphischen Einrichtungen versehen zu lassen. Dabei sollen in erster Linie solche Fahrzeuge berücksichtigt werden, die die entlegenen isländischen Fanggründe aufsuchen.

Auf ihrem Siegeszug durch die zivilisierte und unzivilisierte Welt ist jetzt die drahtlose Telegraphie in China angelangt. Und zwar soll sie dort dem regelmäßigen Verkehr zwischen Peking und dem äußersten Nordwesten des ungeheuren Reiches der Mitte dienen,

da dort der Herstellung und noch mehr der Instandhaltung von Landtelegraphenlinien große Schwierigkeiten entgegenstehen. Auch in Amerika soll zu Lande regelmäßig zu praktischen Zwecken drahtlos telegraphiert werden.

Es ist zwischen dem Waldorf-Astoria-Hotel in New York und dem Auditorium Annex in Chicago eine funktentelegraphische Verbindung hergestellt worden, die der Bequemlichkeit der Hotelgäste dienen soll. Vor allem wird aber diese Verbindung von der „New York Times“ für einen drahtlosen Nachrichtenverkehr mit einer Chicagoer Zeitung benützt.

Ueberhaupt hat die Presse zu allererst die Bedeutung der drahtlosen Telegraphie gewürdigt und sich ihrer bedient. In richtiger Erkenntnis dieses Umstandes hat die italienische Regierung mit der Marconigesellschaft eine Vereinbarung getroffen, wonach die Gebühren für die funktentelegraphische Uebersmittlung von Telegrammen, die von italienischen Zeitungen an Schiffe und umgekehrt gerichtet werden, um 50 Proz. ermäßigt werden.

Ein weiteres neues Anwendungsgebiet der drahtlosen Telegraphie zu Lande wird über kurz oder lang das Telegraphieren von und zu fahrenden Eisenbahnzügen werden. Ein funktentelegraphischer Verkehr nach fahrenden Eisenbahnzügen ist bereits öfters versucht und ausgeführt worden. Kürzlich hat aber auch in den Vereinigten Staaten ein Verkehr in umgekehrter Richtung, also vom fahrenden Zuge nach festen Stationen, stattgefunden. Die Versuche fanden auf einem Expresszug statt, der von New York über Buffalo nach Chicago fuhr. Zur Verwendung kamen Marconiapparate, und es wurde auf der ganzen Fahrt mit verschiedenen Stationen dauernd die Verbindung unterhalten. Die Ergebnisse sollen so zufriedenstellend gewesen sein, daß die Lake-Shore-Bahn ihre sämtlichen Eilzüge mit Einrichtungen für drahtlose Telegraphie ausstatten will. In Europa, wo Eisenbahnzüge selten oder nie solche Strecken ohne Aufenthalt wie in Amerika durchfahren, wird die drahtlose Telegraphie von und zum Zuge wohl nur für Sicherungszwecke, aber nicht für wirkliche Verkehrszwecke in Betracht kommen.

Gleichzeitig mit der Ausbreitung der drahtlosen Telegraphie wächst auch die technische Verbollkommnung ihrer Methoden. Vor kurzem ist die Telefunkenengesellschaft, die in Deutschland nahezu ein Monopol in diesem Gebiete der Technik besitzt, mit einem neuen System: dem der „tönenden Funken“, in die Öffentlichkeit getreten. Die Vorzüge dieses Systems, das auf einem vom Physiker Professor Wien angegebenen Verfahren beruht, bestehen neben dem geräuschlosen Arbeiten der Apparate hauptsächlich in seiner außerordentlichen Wirtschaftlichkeit und in seiner fast vollkommenen Sicherung gegen atmosphärische und sonstige Störungen. Ferner kann mit viel kleineren Aufwandsdrähten, „Antennen“, als bisher gearbeitet werden. Die Apparate sind bei der gleichen Entfernung viel kleiner und einfacher als bisher geworden und bedingen vor allem einen viel geringeren Energieverbrauch. Bei diesem System, dessen Einzelheiten zu erläutern hier zu weit führen würde, werden die drahtlos übermittelten Zeichen als akustisch hörbare, mehr oder weniger schwache hohe Flötentöne empfangen und können, was ein sehr wichtiger Fortschritt gegenüber anderen Systemen ist, von Nebengeräuschen deutlich unterschieden werden und erforderlichen Falles verstärkt werden. Die Unabhängigkeit des neuen Systems ist nach Ausführungen des leitenden Ingenieurs der Telefunkenengesellschaft, des Grafen Arco, so groß, daß es jetzt keine atmosphärischen Störungen für die drahtlose Telegraphie geben soll, während früher bei Gewittern usw. der Verkehr vollständig unterbrochen werden mußte. Die Reichweite der Stationen ist beim neuen System auch größer geworden. Mit einer Energie von 6 Kilowatt im Luftdraht ergab sich eine Reichweite von 3000 Kilometer. In nächster Zeit soll in der Rauener Station der Telefunkenengesellschaft ein Apparat versucht werden, der sich eine Energie von 30 Kilowatt nutzbar macht und wahrscheinlich eine Aktionsfläche von vielen tausend Kilometer haben und den Aether in einem großen Teil über der Erdoberfläche beherrschen wird. Die Erfolge des neuen Systems werden vielleicht auf dem Gebiete der funktentelegraphie der deutschen Industrie, die bisher aus politischen und nationalen Gründen oft hinter den Marconigesellschaften zurückstehen mußte, einen bedeutenden Vorsprung verschaffen.

Dieses System bringt auch durch sein ruhiges Arbeiten dem Bedienungspersonal den Vorteil, daß seine Nerven nicht mehr wie früher durch die sich oft bis zur Unerträglichkeit steigenden knackernden Geräusche bei Aufnehmen der Zeichen gepeinigt werden. Es sollen sich übrigens schon richtige Berufskrankheiten bei den funktentelegraphisten gezeigt haben. Es wurde nämlich vor einiger Zeit berichtet, daß unter den Angestellten der funktentelegraphenstationen in Marokko Fälle von Augeninbehaltungentzündung und sogar von Flechten (Ekzemen) vorgekommen sein sollen, die auf der Einwirkung der beim Telegraphieren benutzten ultravioletten Strahlen beruhen. Möglich sind solche Erkrankungen jedenfalls, obwohl sie sofort von der betreffenden Gesellschaft bestritten wurden. Bei einem guten Apparat werden aber die Funkenstrecken immer abgeblendet, so daß solche Erkrankungen auf Unachtsamkeit oder unglückliche Zufälle zurückzuführen sein werden.

Die Fortschritte der drahtlosen Telegraphie rücken auch die elektrische Energieübertragung ohne fortlaufende Drahtleitung ins Bereich der Möglichkeit. Praktische Erfolge hat man aber bisher nur mit drahtloser elektrischer Fernsteuerung

Verschiedener Apparate erzielt, was ja auch eine Energieübertragung — wenn auch nur im übertragenen Sinne und in einem sehr kleinen Maßstab — darstellt. Bekannt sind die Versuche, Torpedos elektrisch durch Fernübertragung zu steuern. In letzter Zeit wurden auch Vorschläge gemacht, unbemannte Gleit- und Drachensieger zu meteorologischen Zwecken aufsteigen zu lassen und vom Erdboden durch elektrische Wellen zu lenken.

In einer elektrischen Ausstellung, die augenblicklich in Omaha (Amerika) stattfindet, wird die ganze Beleuchtung des Ausstellungsgebäudes, die aus ungefähr 4000 Glühlampen besteht, von einem 8 Kilometer entfernten Ort auf drahtlosem Wege abends ein- und ausgeschaltet. Es ist kein Wunder, daß bei solchen Erfolgen der geniale Tesla, dem die Welt so manchen Fortschritt auf dem Gebiete der Physik und Elektrotechnik verdankt, der aber auch oft seiner Phantasie ein wenig zu sehr die Zügel schließen läßt, davon träumt, sich auf funkentelegraphischem Wege mit den Physikern des Mars in Verbindung zu setzen. Wir wollen unsere Hoffnungen nicht so hoch schrauben und können froh und stolz sein, wenn wir eine regelmäßig drahtlose Verbindung zwischen Amerika und Europa hergestellt haben werden. Stb.

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Das Gold der spanischen Conquistadoren. Das Berliner Völkermuseum hat durch Vermittelung von Dr. Lehmann, der seit längerem in Mittelamerika für das Museum tätig ist, und durch einen Akt privater Wohltätigkeit eine selten kostbare Sammlung von Goldaltertümern aus Costa Rica erhalten. Die alten Bewohner dieser Landschaft sind freilich verschwollen; aber was die Lebenden nicht mehr hergeben können, nimmt man jetzt den Toten von ebendem. Mit größerem Recht; wenigstens wenn das Gold in unversehrter Gestalt in die Schatzkassen der wissenschaftlichen Institute gelangt und wenn es nicht, wie es mit einem Fuder von 50 000 Dollar Goldwert in Panama geschah, in den Schmelztiegel derselben menschlichen Habgier wandert, aus dem schon die Warren der spanischen Eroberer (ein Fünftel Gauneranteil für die Krone!) herborgingen. Denn das ist wenig bekannt, daß die Spanier eben weder Warren, noch Körner, noch Goldstaub erbeuteten, sondern Schmuckstücke: Figuren, Gürtel, Ringe, Platten usw. Als Kolumbus 1502 bei Gelegenheit seiner vierten Reise auf hoher See im Golf von Honduras ein indianisches Handelsboot antraf, da waren sowohl seine Insassen wie seine Fracht für die Spanier der erste handgreifliche Beweis, daß es in dem westwärts angelegten Teil von „Indien“ noch lohnendere Sachen zu holen gab als nackte Sklaven. Kolumbus folgte dieser ersten Spur nicht. Er wendete wieder nach Osten, um die vermutete Durchfahrt nach den Gewürzländern der Gangesmündung zu erzwingen, und ließ so das große Kulturzentrum Mittelamerikas im Rücken. Die Durchfahrt fand er natürlich nicht. Aber an den waldigen Küsten Nicaraguas und Costa Ricas stieß er auf Indianer, die Keulen aus hartem Holz trugen, Pfeile mit Rochenstacheln, Wattepanzer und über diesen an einer Halskette Aderfiguren aus Gold- und Kupferlegierung. Weiterhin gab's auf den Inseln hüllig nackte Indianer, die aber auf der Brust große goldene Scheiben von zehn Dulaten Gewicht trugen und sich solche unbedenklich für drei messingne Schellen abschwaßen ließen. Dieser Teil der „reichen Küste“ (Costa Rica) war die Landschaft Veragua, die den Erben des Kolumbus päpster mit samt dem Herzogstitel zu persönlichem Eigentum gegeben wurde und wonach noch heute der Nachkomme des Kolumbus Duque (Herzog) de Veragua heißt. Von den folgenden Raubzügen sei nur erwähnt, daß 1515 ein Kapitän Gonzala de Vadajoz von Panama aus Goldschmuck im Wert von 20 000 Pesos zusammenbrachte, die ihm allerdings von den empörten Eingeborenen wieder abgenommen wurden; nichtsdestoweniger raubte er auf seinem Rückmarsch erneut für 20 000 Pesos Goldsachen zusammen. Von all diesen ungezählten Kunstgegenständen also blieb nichts, als das bloße Metall. Vielleicht steckt ein Teil davon in dem Ring, den wir tragen. Wer kann diese Kreisläufe ergründen? Die Form, d. h. den schöpferischen Geist jener Menschen haben jetzt wenigstens einige Gräber für uns gerettet.

Paläontologisches.

Des Teufels Korkzieher. So nennen die Hirten in den Territorien Nebraska und Wyoming der Vereinigten Staaten eigentümliche Versteinerungen im Sandstein, die eine auffallende Ähnlichkeit mit unseren Korkziehern haben. Sie sind aber zwei bis drei Meter lang, bestehen aus einem ziemlich eng spiralförmig gewundenen Steinkörper von 25 Zentimeter Dike und stehen aufrecht im Gestein, aus dem sie von den Findern hinstweilen losgelöst werden. Am unteren Ende gehen die Spiralen schließlich in einen mehr wagerechten Akt von länglicher Form über. Die Annahme eines Forschers, daß es sich um Versteinerungen einer riesenhaften Schnecke handele, ist nach der Zeitschrift „Aus der Natur“ jetzt endgültig widerlegt. Neue Forschungen haben einer anderen Auffassung zum Siege verholfen, derzufolge die Spiralen festgewordene Ausfüllungen von einst hohl gewesenem Gängen eines in der Erde lebenden Tieres sind. Man fand Skelette eines Nagetieres, das etwa die Mitte zwischen Kaninchen und Hamster hielt und das sein Entdecker, Petersonson

vom Carnegie-Museum in Pittsburg, Steenoßber benannte; sie hat nach dem Körperbau Verwandtschaft zu den Wibern. Erdgänge sind bekanntlich bei Nagetieren gar nichts Seltenes; wir brauchen nur an Kaninchen, Murmeltier und Maulwurf zu erinnern. Der spiralförmige Bau der zum Neste führenden Röhre ist sehr merkwürdig, läßt sich aber leicht erklären, wenn man überlegt, daß das Herausklettern aus einer tiefen senkrechten Röhre den Tieren recht beschwerlich fallen mußte. Eine Spirale läßt sich viel leichter ersteigen und so entpuppen sich die Korkzieher als regelrechte Wendeltreppen, im Tierreich lange vor dem Menschen erfunden. In dem zur Entstehungszeit weichen Sande angelegt, sind die Röhren später überschwenmt und mit Sand ausgefüllt worden, der später zu Sandstein erhärtete und die auffallenden Spiralen lieferte, deren Herkunft nun als aufgeklärt gelten kann.

Naturwissenschaftliches.

Gehirn und Instinkt bei den Tieren. Säugetiere, die sich mit liebevollem Verständnis in das Tierleben vertiefen, kommen fast immer zu dem Schluß, daß wenigstens den höher organisierten Tieren bis zu einem gewissen Grade ein Seelen- und Verstandesleben eigen ist. Viele verfallen dabei freilich in Uebersreibungen und Vermenschlichungen, die sich in ihrem innigen Verhältnis zu dem beobachteten Tier un schwer erklären lassen; aber es steckt doch manche Wahrheit in diesen in einer Anzahl von volkstümlichen Zeitschriften zersplitterten Beobachtungen, aus denen auch die strenge Wissenschaft lernen kann, die daher ein schweres Unrecht begehen würde, wenn sie mit vornehmem Achselzucken achlos daran vorübergehen würde, wie es leider vielfach geschah und noch geschieht. Eine sehr wesentliche und wirksame Unterstützung dieser volkstümlichen Tierpsychologie ist, wie Dr. K. Florke in seiner „Tierpsychologischen Umschau“ mitteilt, neuerdings ziemlich unerwartet der Anatomie zuteil geworden, die bis dahin das Gebiet der Tierseelenkunde arg vernachlässigt hat. Verechligtes Aufsehen muß da insbesondere eine Arbeit Edingers erregen, der eine scharfe Grenzlinie zieht zwischen dem, alle Teile vom Nieschlappen bis zum Ende des Rückenmarks umfassenden, bei allen Wirbeltieren vorhandenen und in seinem Typus stets unverändert bleibenden Uchirn oder Paläencephalon und dem Neuhirn oder Neencephalon, das sich von kleinen Anfängen bei den Haien bis zu einer beim Menschen fast den ganzen Schädel ausfüllenden Masse fortschreitend entwickelt. Ersteres, zu dem als regulierender Eigenapparat auch das Kleinhirn gehört, ist durch seinen Bau geeignet, Sinnesindrücke aufzunehmen und nach verschiedenen Stellen des Organismus zu übertragen und ist in seiner Entwicklung abhängig von den Anforderungen der Außenwelt. Die Knochenfische besitzen nur diesen Hirnteil und was sie leisten, könnte man demnach als „paläencephales Handeln“ bezeichnen. Die Beobachtung hat nun gelehrt, daß diese Tiere nicht nur alle auf Fortbewegung, Nahrungsaufnahme, Fortpflanzung usw. bezüglichen Handlungen in der ausreifeidsten Weise vollführen, daß selbst Wanderungen, Nestbau und Liebespiele bei ihnen vorkommen, sondern daß sie auch durch Erfahrung ihre Tätigkeit modifizieren lernen, allerdings nur in ganz bescheidenem Maße. Die Fische antworten in der Regel auf ganz bestimmte Sinnesreize mit der Entladung ganz bestimmter Bewegungscombinationen. Ihr Gehirn kann aber lernen, einen neuen Sinnesindruck mit einer Bewegungscombination zu verbinden, die vorher nicht darauf angesprochen hatte.

Das schon beim Hai schwach vorhandene, bei den Amphibien und namentlich bei den Reptilien deutlicher werdende, bei den Vögeln und noch mehr bei den Säugern mächtig entwickelte Uchirn ermöglicht als Träger der Hirnrinde durch zahllose Verbindungen in sich die Möglichkeit von Assoziationen. Mit dem Auftreten dieses Neuhirnes ändert sich daher auch das biologische Verhalten der Tiere vollständig. Das kommt schon bei der Nahrungsaufnahme deutlich zum Ausdruck: bei paläencephalen Tieren blindes Zuspinnen nach der sich bewegenden und dadurch Reizmomente auslösenden Beute, bei neencephalen Räubern ein geduldiges Verfolgen, ein listiges Beschleichen des Opfers. Beim Vogel ist die Hirnrinde noch wesentlich weiter entwickelt, wie beim Reptil; aber die Hauptzunahme der Hirnrinde erfolgt doch durch Vergrößerung des Paläencephalon, weshalb die zahlreichen festen Instinkte beim Vogel zu einer Vollkommenheit gediehen sind, wie nirgends sonst in der Tierwelt. Daneben finden wir aber bei unseren gefiederten Lieblingen auch unzweifelhafte Züge wirklicher Intelligenz, die planmäßige Sicherung, verständige Auswahl des Nestplatzes bei ungewöhnlichen Verhältnissen, Erteilung von Unterricht an die Jungen usw. Bei den Säugertieren, wo das Neuhirn in ständig ansteigender Entwicklung schließlich vollkommen das Uebergewicht über das Uchirn erlangt, muß ein in entsprechendem Maße erglänzendes Zurücktreten der Reflexe und Instinkte hinter die assoziativen Intelligenzhandlungen die notwendige Folge sein.

Auf Grund seiner umfassenden Studien kommt Edinger sogar zu der Folgerung: „Es ist sicher falsch, dem Menschen auf allen Gebieten das größte Assoziationsvermögen zuzuschreiben; die Ausbildung einzelner Mindengebiete läßt es vielmehr als durchaus wahrscheinlich erscheinen, was die populäre Meinung längst lehrt, daß nämlich viele Säuger auf bestimmten Einzelgebieten in Bezug auf Beobachtungs- und Assoziationsfähigkeit dem Menschen weit überlegen sind.“